

update

jugendpastoral | 1.2012

Liebe Leserin, lieber Leser,

der Inklusionsgedanke ist in aller Munde. Die gesellschaftliche Debatte darum ist von vehementer Befürwortung der Umsetzung eines Menschenrechts ebenso geprägt wie von grundlegenden Zweifeln an der erklärten Absicht, allen gerecht zu werden, und dem Vorwurf, mit dem Etikett „Inklusion“ nur leichter an Fördermittel für soziale Aufgaben gelangen zu wollen. Dabei stehen die nur im geringen Maße aufgestockten Ressourcen ohnehin nicht im Verhältnis zu den gestiegenen Ansprüchen an Pädagogik und Qualität.

Das Thema Inklusion kommt als Herausforderung von außen auf Jugendpastoral und Kirche zu und fordert von uns, eine eigene Haltung dazu zu entwickeln. „update jugendpastoral“ greift das Thema auf und lädt ein zum Diskurs:

- Was ist mit Inklusion gemeint und wie ist die Inklusionsdebatte aus kirchlich-theologischer Sicht einzuordnen?
- Welche Bedeutung hat Inklusion für die Jugendpastoral?
- Wie kann ‚Teilhabe für alle‘ auch in kleinen Schritten mit Erfolg umgesetzt werden?

Praxisbeispiele zeigen Möglichkeiten und Grenzen einer inklusiven Jugendpastoral auf. Die kurzen Statements verdeutlichen exemplarisch die oben erwähnte Bandbreite in der Inklusionsdebatte. Die vorliegende Ausgabe von „update“ greift dabei Impulse eines Studientages von Religio Altenberg zum Thema „Inklusion in der Kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit“ auf.

Wegen der ausführlichen Grundagentexte und der Bandbreite der eingesandten Praxisbeispiele können nicht alle Texte in vollem Umfang abgedruckt werden. Den vollständigen Wortlaut finden Sie im Internet unter www.update-jugendpastoral.de.

Eine gute Lektüre wünscht

Mike Kolb

Pfarrer Mike Kolb
Diözesanjugendseelsorger



Nicht um jeden Preis ... Herausforderungen an eine inklusive Jugendpastoral

Die Inklusionsdebatte ist in der schulischen Bildung oder der Betreuung in Kindertagesstätten in vollem Gange. Der Impuls geht vor allem von der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung aus. Es geht um das allgemeine Menschenrecht auf Bildung, Teilhabe und Gleichbehandlung in allen Lebensbereichen. Die Wertschätzung von Verschiedenheit wird zum grundlegenden Prinzip. Dahinter steckt die Erkenntnis, dass jeder Mensch einzigartig und diese Individualität für die Gemeinschaft belebend und bereichernd ist. Eine inklusive Pädagogik versucht Lern- und Freizeitbedingungen so zu gestalten, dass jede Person in ihrer Einzigartigkeit wahrgenommen wird.

Inklusionsgedanke

Mit dem Aspekt der Einzigartigkeit entspricht der Inklusionsgedanke einem ureigenen kirchlich-theologischen Thema. So lässt sich das Menschenrecht auf Teilhabe, wie es der Inklusionsgedanke formuliert, aus dem jüdisch-christlichen Menschenbild ableiten, das sich unüberbietbar im biblischen Buch Genesis in der Überzeugung von der Gottebenbildlichkeit ausdrückt (Kapitel 1, Vers 26f.). Diese Würde ist jedem Menschen zugesprochen, dem entsprechend das Recht auf Teilhabe und auf Inklusion. „Tatsächlich ist Inklusion immer bezogen auf alle Aspekte von Verschiedenheit: etwa Geschlechterrolle, ethische Zugehörigkeit und Nationalität, soziale Milieus, Religionen und weltanschauliche Orientierungen genauso wie körperliche Behinderungen.“¹⁾ Inklusion beschränkt sich also keineswegs auf die Zielgruppe der Menschen mit Behinderung. →

¹⁾ Lechner M., Partizipation – Kooperation – Inklusion, in: kreuz und quer, Aktuelles aus der kirchlichen Jugendarbeit der Diözese Regensburg, Ausgabe 04/Dezember 2011, S.6.



Herausforderungen an eine inklusive Jugendpastoral

Fortsetzung



Katja Birkner
Diözesanreferentin für Offene
Kinder- und Jugendarbeit,
verbandliche Jugendarbeit
und gesellschaftspolitische
Fragen



Jugendseelsorge

Eine Jugendseelsorge, die sich in diesem Sinne den Inklusionsgedanken theologisch reflektiert zu eigen macht, setzt sich für die Verwirklichung eines wesentlichen Menschenrechts ein. „Inklusive Praxis ist weder Ausdruck einer ungeschuldeten Mildtätigkeit barmherziger Bürger oder Staaten, von der sie jederzeit auch ablassen könnten, noch ist sie eine Anforderung, die lediglich entweder den Einzelnen oder den Staat verpflichten würde. Sondern sie ist Ausdruck einer Gerechtigkeit gegen Jede(n), zu der ein(e) Jede(r) in seinem/ihrem Handeln um der Menschenwürde jedes/r Einzelnen verpflichtet ist ... Sie selbst dient der Verwirklichung von Menschenrechten; in ihnen findet sie Kriterien, die über die Sinnhaftigkeit ihrer eigenen Praxis entscheiden, sie legitimieren oder aber Korrekturen einfordern. Auch dies ist alles andere als selbstverständlich“²⁾.

Paradigmenwechsel

Der Paradigmenwechsel in der Behindertenhilfe von einem fürsorglichen Verständnis hin zu einem sozialen Erklärungsmodell³⁾ verändert das Zusammenspiel gesellschaftlicher Akteure, in den Bestreben eine inklusive Haltung in Strukturen, Angebotsformen und vor allem bei den handelnden Personen zu verankern. Die Rahmenbedingungen und der Auftrag der pädagogischen Kinder- und Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit haben jedoch ein anderes Profil als das Bildungsangebot in der Schule. In den Angeboten und unterschiedlichen Formen der Kinder- und Jugendarbeit verbinden sich für Kinder und Jugendliche untrennbar Erfahrungen von Verantwortung, Gemeinschaft, Integration und Bildung. Sie werden gleichsam zu Basisstationen für gesellschaftliches und menschliches Zukunftslernen. Kinder und Jugendliche tauschen sich über Werte und Normen aus und lernen den Umgang mit einer bunten Vielfalt im Miteinander und Voneinander.

Kernelemente

Diese Kernelemente einer zukunftsfähigen Kinder- und Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit fordern die Jugendseelsorge zu einer sozialen Inklusion heraus, die von Anfang an eine kritische Perspektive (sozial-)pädagogischen Handelns für sich in Anspruch nimmt und Teilhabe ohne Barrieren ermöglicht! Die Angebote und Einrichtungen sind so zu gestalten, dass sich alle jungen Menschen im Sozialraum dazu eingeladen fühlen⁴⁾.

Pstaorales Rahmenkonzept

Das Pastorale Rahmenkonzept für die kirchliche Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit im Erzbistum Köln, insbesondere die Optionen für Benachteiligte und Partizipation, intendiert, dass sich alle junge Menschen mit ihren Besonderheiten in der Jugendpastoral einbringen können. Diese inklusive Perspektive beinhaltet für die Ressourcenorientierung in der Jugendseelsorge den grundsätzlichen Auftrag, an individuelle Stärken, Fähigkeiten und Interessen von Kindern und Jugendlichen anzuknüpfen.

²⁾ Lob-Hüdepohl, A.,
Teilhabe ist ein
Menschenrecht, in:
Behinderung
und Pastoral
14/2010, S.10-13

³⁾ vgl. Bell-D'avis in
dieser Ausgabe

⁴⁾ Vgl. Meyer, Thomas:
Inklusion von Anfang an,
Ein Plädoyer für
eine Neuausrichtung
und einen Perspektiv-
wechsel in der Kinder-
und Jugendarbeit,
Institut für angewandte
Sozialwissenschaften,
Vortrag vom 14.7.2011



Hinweis!
Alle Artikel finden Sie
nochmals in vollständiger
Länge im Internet unter
www.update-jugendpastoral.de

Die Empfehlung für eine inklusive Praxis in den Handlungsfeldern der Jugendseelsorge setzt allerdings das sorgfältige Abwägen von Chancen und Grenzen voraus:

Chancen:

- Inklusion erfordert eine dauernde und unverzichtbare Reflexion des professionellen pädagogischen Handelns, die die individuellen Konsequenzen des eigenen Handelns und strukturelle Voraussetzungen überdenkt.
- Inklusion als kritische (sozial-)pädagogische Perspektive bedeutet für die Jugendseelsorge, sich professionell in der Kinder- und Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit für die Möglichkeiten auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben von jungen Menschen, die sich ausgegrenzt, benachteiligt oder behindert erleben, stark zu machen.
- Der Inklusionsgedanke fordert die Jugendseelsorge heraus, jungen Menschen Gemeinschaft zu ermöglichen, die umfassendes Mitmachen in Verschiedenheit ausdrücklich anstrebt.
- Ob beim Kochen, gemeinsamen Klettern oder im Ferienlager, in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, im Jugendwohnheim oder beim Sport im Jugendverband – Inklusion in der Jugendseelsorge bedeutet, den Blick für den Bedarf von Kindern und Jugendlichen zu schärfen: Welche Unterstützung brauchen Kinder und Jugendliche und welche Begleitung ist erforderlich, damit die Teilhabe aller möglich ist?

Grenzen:

- Inklusion in der außerschulischen Bildungsarbeit kann nicht bedeuten, für alle immer gleich zu handeln und die gleichen Angebote zu gestalten. Die individuelle Ausrichtung an den Bedarfen der Kinder und Jugendlichen darf nicht wegfallen zu Gunsten gut gemeinter, innovativer Praxis. Um jedes Kind und jeden Jugendlichen „mitnehmen“ zu können, braucht es Möglichkeiten der individuellen Begleitung. Innerhalb einer pädagogischen Arbeit ‚für alle‘ ist die Qualität kirchlicher Kinder- und Jugend(sozial)arbeit einzuhalten.
- Inklusion JA, aber nicht um jeden Preis! Bisherige wirkungsvolle Standards in der jugendpastoralen Praxis müssen auch weiterhin gelten. Es braucht eine finanzielle und personelle Ausstattung, die nicht leichtfertig und vorschnell zugunsten einer oberflächlichen Erfüllung der aktuellen inklusiven Herausforderungen aufgegeben werden dürfen.
- Inklusion wird sich nicht einfach von selbst einstellen, sondern muss gewollt, gesetzt und unterstützt werden. Hierzu sollten zunächst Elemente einer inklusiven Kultur in den unterschiedlichen Praxisbereichen entdeckt, inklusive Strukturen geschaffen und inklusive Praktiken erprobt werden, die dem Profil der Kinder- und Jugendarbeit entsprechen und sich vom schulischen Bildungsformat unterscheiden.



- Wie nehme ich Menschen wahr?
- Was sind mögliche Barrieren und Hindernisse für junge Menschen in dieser Gesellschaft?
- Wie kann eine inklusive Kultur in den Handlungsfeldern der Jugendseelsorge geschaffen werden?
- Wie können sich inklusive Strukturen als Rahmenbedingungen für die pädagogische Arbeit vor Ort im Jugendverband, im Kinder- und Jugendzentrum, in der Arbeit mit Ministranten, in der Firmkatechese usw. etablieren?
- Wie werden inklusive Praktiken bedarfsgerecht für Kinder und Jugendliche vor Ort im Seelsorgebereich entwickelt?
- Welche Potenziale der Kinder und Jugendlichen werden dazu genutzt?



Inklusive Kirche

Wenn wir uns heute über Inklusion Gedanken machen, dann müssen wir uns klar machen, dass Menschen mit (schweren) Behinderungen von unzähligen Vollzügen gesellschaftlichen und kirchlichen Lebens über lange Zeit exkludiert waren. Oftmals fand das Leben von Menschen mit Behinderungen ausschließlich in Sonderwelten statt. Beide große Kirchen haben mit ihrem Fürsorgedenken auf der einen Seite dazu beigetragen, Menschen mit Behinderungen vor Verwahrlosung und Vereinsamung zu bewahren, aber auch Sonderwelten entstehen lassen. Aber hüten wir uns davor, die Fürsorge allzu schnell zu entsorgen! Es wird vielmehr darauf ankommen, Fürsorge in das richtige Spannungsverhältnis zum Begriff der Selbstbestimmung zu bringen

Fürsorge und Selbstbestimmung

Menschen mit Behinderung haben nämlich den Begriff der Selbstbestimmung zum Leitbegriff erkoren. Es ist ein Leitbegriff, der mit der Jahrhunderte lang währenden Fremdbestimmung, die Menschen mit den unterschiedlichen Behinderungen erleiden mussten, korrespondiert. Und viel zu lange haben die Kirchen selbst der Fremdbestimmung mit einem verbrämten Verständnis von Fürsorge scheinbar den Mantel der Nächstenliebe umgelegt. Dass es sich hierbei – nicht immer aber in vielen Fällen – um klassische Formen des Helfersyndroms gehandelt hat, hat die Emanzipation der Sozialen Arbeit aus der Bevormundung der Kirchen heraus und damit verbunden die Professionalisierung der Sozialen Arbeit längst ans Tageslicht gebracht. Aber so wie mit der Emanzipation der Sozialen Arbeit aus der Bevormundung der Kirchen zum Teil das Kind mit dem Bade ausgekippt wurde, so muss man auch bei der Ersetzung des Begriffs der Fürsorge bzw. der Fremdbestimmung durch den der Selbstbestimmung Verständnis und Vorsicht zugleich walten lassen. So wie Fürsorge in Fremdbestimmung münden kann, wenn sie nicht in Zusammenhang mit Selbstbestimmung gedacht wird, so kann umgekehrt Selbstbestimmung, die sich jeglichen Fürsorgedankens entledigt hat, zu Vereinsamung und Verwahrlosung führen.

Verdeutlichen kann man sich diesen Zusammenhang gut mithilfe des Instrumentes des so genannten Wertequadrats. Norbert Schwarte weist darauf hin, dass Ausgangspunkt des Wertequadrats „die aus alltäglichen Erfahrungen abzuleitende Überlegung ist, dass Werte nicht isoliert durch einseitige Steigerung, sondern nur in der Spannung zu einem positiven Gegenwert konstruktiv wirksam werden. Ohne diese Balance stellt sich die Steigerung als entwertete Übertreibung dar. So wie [also] Sparsamkeit zu Geiz verkommt, wenn sie nicht zu dem positiven Gegenwert Großzügigkeit in eine dynamische Balance gebracht wird und Großzügigkeit ohne Sparsamkeit zu Verschwen-

dung, führt die einseitige Ausrichtung der Hilfen für Menschen mit Behinderung auf Selbstbestimmung zur Vernachlässigung und Verwahrlosung, wenn der (nur scheinbar) überholte Gegenwert Fürsorge nicht zur Selbstbestimmung in eine produktive Spannung gebracht wird, während Fürsorge in einseitiger Betonung und Übertreibung Bevormundung und Fremdbestimmung hervorbringt. Die Parole ‚Selbstbestimmung statt Fürsorge‘ ist also auf dem Erfahrungshintergrund des tradierten Hilfesystems für Menschen mit Behinderung verständlich, zielführend ist sie indes nicht, eher leistet sie im Sinne einer Überkompensation dem Wechsel von der Entwertungsvariante Bevormundung zur Entwertungsvariante Vernachlässigung Vorschub.“¹⁾

Es geht also nicht darum, Fürsorge aus dem Handlungsrepertoire der Kirche zu streichen, vielmehr wird sie als Assistenz zur selbstbestimmten Teilhabe nach wie vor eine wichtige Rolle spielen, „gerade in unseren immer mehr an der Marktwirtschaft, der Effektivität und Verwertbarkeit orientierten Zeiten. Fürsorge füreinander, ein Sich kümmern unabhängig von jeglicher Verwertbarkeit stellt einen wichtigen und zentralen Wert in einer menschlichen Gesellschaft dar [...]“²⁾ Aber man wird aufpassen müssen, dass die Fürsorge nicht doch dazu beiträgt ein veraltetes und menschenunwürdiges Bild von Behinderung zu perpetuieren. Es gibt nämlich zwei sehr konträre Sichtweisen bzw. Denkmodelle von Behinderung.

Denkmodelle von Behinderung

Lange Zeit wurde Behinderung im Rahmen des sogenannten medizinischen Modells von Behinderung als Defizit definiert. Der körperliche, geistige oder psychische Zustand eines Menschen wird als Abweichung von der Norm und als negative persönliche Eigenschaft betrachtet. Demzufolge ist ein Mensch mit Behinderung ein Mängelwesen. Krank-

¹⁾ Schwarte, Norbert (2008): Selbstbestimmung allein genügt nicht – Thesen zu einem strapazierten Leitbegriff der Hilfen für Menschen mit geistiger Behinderung, Marker, A (Hg.), Soziale Arbeit und Sozialwissenschaft, Berlin.
²⁾ Faber, Brigitte (2010): Erwartungen der autonomen Behindertenselbsthilfe, in: Behinderung und Pastoral 14/2010, S. 14-17, hier: 1.

Was sind Barrieren?



- verschiedene Formen von Barrieren
- beziehen sich meist auf eine Form der Behinderung
- Die größten Barrieren:
 1. bauliche Barrieren
 2. sprachliche Barrieren
 3. inhaltliche Barrieren
 4. strukturelle Barrieren (Wahrnehmung/ Sinnesreize)



Welche Barrieren gibt es bei mir vor Ort?



Barrierefreiheit – was ist das?



- Barrierefreiheit bedeutet, dass Gegenstände, Medien und Einrichtungen so gestaltet werden, dass sie von jedem Menschen unabhängig von einer eventuell vorhandenen Behinderung uneingeschränkt benutzt werden können
- behindertengerecht/ Zugänglichkeit
- Barrierearmut – Barrierefreiheit als Ideal





Wir haben zwei Kinder mit Down-Syndrom bei den Messdienern. Sie bereichern uns mit ihrer Herzlichkeit und ihrem Vertrauen. Die anderen Kinder und Leiter nehmen die Beiden unter ihre Obhut, sodass ein ganz normaler Messablauf möglich ist.

„Im Leben kommt es nicht darauf an wer du bist, sondern dass jemand dich dafür schätzt, was du bist, dich akzeptiert und liebt!“



Sarah Orth
Messdienerleiterin
St. Jopsef, Bonn-Beuel

heit und Behinderung werden innerhalb des medizinischen Modells gleichgesetzt. Gesundheit wird idealisiert, Krankheit und Behinderung werden als Ausnahmezustand betrachtet. Die umgebende Umwelt wird dementsprechend an der Norm einer Person ohne Behinderung ausgerichtet, die laufen, sehen, hören, lesen und Gelesenes verstehen kann. Wer sich mit Hilfsmitteln fortbewegt, in Gebärdensprache kommuniziert, mit seinen Fingern liest und sich in einfacher Sprache oder mit dem Tastsinn verständigt, hat in der Sichtweise des medizinischen Modells ein individuelles Problem, das als bedauerliche Folge der Behinderung gesehen wird. Im Rahmen dieses Defizitmodells von Behinderung bleiben Menschen mit Behinderung in vielen Bereichen des Lebens von der Fürsorge, dem Wohlwollen und dem Verständnis von Menschen ohne Behinderung abhängig. Innerhalb beider großen Kirchen hat dieses Erklärungsmodell über Jahrhunderte Vorrang gehabt und den Fürsorgegedanken befördert, der – und das darf man bei aller Kritik nie vergessen – Menschen mit Behinderung vor Verelendung und Vereinsamung bewahrt hat.

Das soziale Erklärungsmodell von Behinderung geht im Gegensatz zum medizinischen davon aus, dass Einschränkungen und Probleme von Menschen mit Behinderung nicht ausschließlich, aber in erster Linie durch die Gesellschaft hervorgerufen werden und durch Veränderung der gesellschaftlichen Bedingungen weitgehend gelöst werden können. Behinderung wird hier gerade nicht als individuelles Schicksal gesehen, sondern als eine Ansammlung von Gegebenheiten betrachtet, die durch gesellschaftliche Strukturen hervorgerufen werden. Zur Überwindung der Schwierigkeiten, denen Menschen mit

Behinderung begegnen, ist im Rahmen dieser Sichtweise politisches Handeln erforderlich. Das Einfordern einer barrierefreien Umwelt wird als Bürgerrecht verstanden. Die Gesellschaft insgesamt wird aufgefordert, ihre Bedingungen so zu verändern, dass Menschen mit Behinderung die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben möglich ist. Auf politischer Ebene führt diese Sichtweise dazu, dass die Benachteiligung von Menschen mit Behinderung als Menschenrechtsthema betrachtet wird. Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung basiert auf diesem sozialen Modell von Behinderung.

Theologische Implikationen der Denkmodelle

Aber auch das im Jahr 2003 veröffentlichte Wort der deutschen Bischöfe „unBehindert leben und Glauben teilen“ hat den Paradigmenwechsel weg vom medizinischen Erklärungsmodell hin zum sozialen Erklärungsmodell von Behinderung bereits eingeleitet, wenn darin alle in Kirche und Gesellschaft aufgefordert werden, „die abwendbaren Erschwernisse, denen Menschen mit Behinderungen und ihre Angehörigen ausgesetzt sind, abzubauen und neue Diskriminierungen zu verhindern. Die Kirchengemeinden, christlichen Gemeinschaften, Verbände und Organisationen wie auch karitativen Werke und Einrichtungen sind aufgefordert, im alltäglichen Zusammenleben Orte eines ‚unbehinderten‘ Miteinanders zu sein und so die

weitere Barrieren



- Optische Barrieren
- Akustische Barrieren
- Motorische Barrieren
- Kulturelle Barrieren
- Technische Barrieren
- Gewohnheiten



→ die eigene Barriere im Kopf

Barrierefreiheit die Freiheit beginnt im Kopf



Anregungen und Gedanken der Lebenshilfe Köln e.V.

Vortrag der Lebenshilfe Köln e.V.
bei der Religio-Tagung am 14.5.2012
in Altenberg

Inklusive Kirche

Fortsetzung



Dr. Simone Bell-D'Avis
Leiterin der Arbeitsstelle
Pastoral für Menschen mit
Behinderung der Deutschen
Bischöfskonferenz

christliche Hoffnungsbotschaft glaubhaft und heilsam zu verkörpern.“³⁾

In einem offensichtlichen Widerspruch zu dieser Position stehen aber noch immer viele Manifestationen kirchlichen Lebens: Von unzugänglichen Kirchenschiffen über schlecht ausgeleuchtete Gemeinderäume und barriere-reich programmierten Internetauftritten bis hin zur kirchlichen Verkündigung, in der oftmals die biblischen Heilungsgeschichten in einer Weise als Hoffnungstexte verstanden werden, die Behinderung implizit als Negativfolie von Heil voraussetzt. Umso mehr tut eine Auseinandersetzung mit diesen exkludierenden Strukturen Not!

Zwei zu überwindende Denkweisen kommen auf unheilvolle Art und Weise zusammen, wenn Behinderung als Negativfolie von Heil interpretiert wird. Zum einen manifestiert sich darin eine Sichtweise von Behinderung, die nach wie vor Behinderung als Defizit und als individuelles Problem des Einzelnen begreift, die sich also dem alten, medizinischen Erklärungsmodell von Behinderung verpflichtet weiß. Zum anderen manifestiert sich darin aber auch eine Sichtweise von Heil, die nicht wirklich christlich ist. Natürlich wird vom Heil in christlicher Sicht in Bildern gesprochen. Wie heißt es im Synodenbeschluss „Unsere Hoffnung“ aus dem Jahr 1975, der bis heute nichts an Aktualität eingebüßt hat:

„Wir Christen hoffen auf den neuen Menschen, den neuen Himmel und die neue Erde in der Vollendung des Reiches Gottes. Wir können von diesem Reich Gottes nur in Bildern und Gleichnissen sprechen, so wie sie im Alten und Neuen Testament unserer Hoffnung, vor allem von Jesus selbst, erzählt und bezeugt sind. Diese Bilder und Gleichnisse vom großen Frieden der Menschen und der Natur im Angesichte Gottes, von der einen Mahlgemeinschaft der Liebe, von der Heimat und vom Vater, vom Reich der Freiheit, der Versöhnung

Die Inklusion von Menschen mit Behinderung in Jugendverbände sollte selbstverständlich sein, häufig stoßen wir dabei aber auch auf Herausforderungen und Hürden – und das manchmal ganz schnell. Denn: Wie gehe ich auf Kinder und Jugendliche mit Behinderung zu und begeistere sie nachhaltig für den Jugendverband, ohne nachher von einem Quotenbehinderten sprechen zu müssen?



Magnus Tappert
Bildungsreferent
DPSG

und der Gerechtigkeit, von den abgewischten Tränen und vom Lachen der Kinder Gottes – sie alle sind genau und unersetzbar. Wir können sie nicht einfach ‚übersetzen‘, wir können sie eigentlich nur schützen, ihnen treu bleiben und ihrer Auflösung in die geheimnisleere Sprache unserer Begriffe und Argumentationen widerstehen, die wohl zu unseren Bedürfnissen und von unseren Plänen, nicht aber zu unserer Sehnsucht und von unseren Hoffnungen spricht.“⁴⁾ [...]

Ein Heil muss denkbar sein, in dem das konkrete Leben konkreter Menschen aufgehoben ist. Und zu diesem konkreten Leben gehört die Lebensrealität Behinderung. Dort wo Behinderung zugespitzt formuliert als Gottferne gedacht wird, bewegen wir uns letztlich nicht mehr auf christlichem Boden. Der Gott, an den wir glauben und sein Heilshandeln, fangen nicht da an, wo Behinderung aufhört. Dort, wo wir aus der Perspektive des Glaubens auf Menschen blicken, gilt: Gott liebt Menschen mit und ohne Behinderung gleichermaßen, die einen nicht mehr als die anderen – Menschen mit Behinderungen sind nicht netter, nicht niedlicher, nicht mehr und nicht weniger als Menschen ohne Behinderungen. Zurück geht eine solche Sichtweise letztlich auf die Dogmatische Konstitution ‚Dei Filius‘ des I. Vatikanischen Konzils und die darin vorgenommene Unterscheidung der Erkenntnisweisen der Vernunft und des Glaubens. Mit der Vernunft betrachtet muss man sagen: Ja, es gibt Behinderung und das soll man auch nicht schön reden oder verharmlosen. Aus der Perspektive des Glaubens betrachtet gilt das oben bereits gesagte: Gott macht keinen Unterschied zwischen seinen Geschöpfen! [...]

Es geht um die theologische Aufarbeitung einer Sichtweise, die den Menschen mit Behinderung als Defizitwesen und den ohne Behinderung als Idealtyp interpretiert. Demgegenüber muss eine Sichtweise treten, die Menschen mit und ohne Behinderung als Geschöpfe Gottes sieht: Und siehe, es war sehr gut!

³⁾ Die deutschen Bischöfe, *unBehindert Leben und Glauben teilen*, Bonn 2003, S. 24.

⁴⁾ *Unsere Hoffnung* (1975): Ein Beschluss der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Heftreihe Synodenbeschlüsse 18, S. 95.

Ohne die Idee der Inklusion grundsätzlich ablehnen zu wollen, für unsere Kinder, aus dem Förderbereich „emotionale und soziale Entwicklung“ sind die Pläne ein Rückschritt. Die uns vertrauten Mädchen und Jungen brauchen eine feste Bezugsperson, ein einheitliches Regelwerk, verlässliche Konsequenzen sowie eine feste Alltagsstruktur. Erfahrungsgemäß ist der Unterricht nur in sehr kleinen Gruppen sinnvoll, zudem eine Zusammenarbeit aller am Erziehungsprozess beteiligten Erwachsenen sehr wichtig. Die personelle Ausstattung an Regelschulen lässt eine sinnvolle und fördernde pädagogische Betreuung für unsere Kinder und Jugendliche nicht zu.



Daniel Mastalerz
stv. Leiter Jugendhilfenzentrum Raphaelshaus, Dormagen

Inklusion birgt für mich die größte gesellschaftliche Entwicklungschance: Teilhabe erleben – gemeinsam gestalten – sich bereichern lassen. Inklusion wird wachsen müssen, aber es gibt sie gewinnbringend für alle nicht zum Nulltarif. Sie braucht Kraft, Einsatz, Auseinandersetzung und den Mut, auch Irrwege zuzulassen. Befürchtungen hege ich darüber, wie die Qualitätsanforderungen professioneller Förderung in den Förderschulen oder auch im gemeinsamen Unterricht in die breite Fläche der „Inklusion“ transportiert und aufrecht erhalten werden können.

Andrea Weber
Konrektorin einer Förderschule

Auf dem Weg ...



Andrea Heinz
Leiterin

Das bugs-Jugendcafé und das bugs.gl-Jugendcafé für hörgeschädigte Jugendliche in Trägerschaft des Caritasverbandes für die Stadt Köln e.V. teilen sich seit drei Jahren die Räumlichkeiten in der Lindestraße 51 in Köln. Seither befinden wir uns auf dem Weg der Annäherung und zu einer inklusiven Praxis durch gemeinsame Aktionen.

Das Musikprojekt „Girls meet classic“ lud hörende und hörgeschädigte Mädchen ab 14 Jahren zum Mitmachen ein. Mädchen, denen klassische Musik auch aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder mangelnder Erfahrung fremd ist, konnte durch unterschiedliche Methoden ein Einstieg in klassische Musik ermöglicht werden. Sie erhielten u.a. die Möglichkeit Klavier spielen zu lernen und Hintergründe der klassischen Musik in verschiedenen Lerneinheiten zu erfahren. Mädchen mit musikalischen Vorkenntnissen wurden nicht ausgeschlossen. Sie konnten ihre Kenntnisse ausbauen. Konzertbesuche und Workshops – z.B. Trommeln oder Gebärdenchor – rundeten das Projekt ab. Am Ende stand ein Auftritt vor Publikum im Jugendcafé. Die Mädchen präsentierten sich mit ihrer Musik und einem Gebärdensong vor Freunden, Bekannten und den Stiftern, die dieses Projekt möglich machten.

Es war eine Herausforderung, ein musikalisches Projekt dieser Art mit hörenden und hörgeschädigten Mädchen durchzuführen, auch wenn es durch neue Technologien und Implantate einigen hörgeschädigten Menschen möglich ist besser zu hören. Die Teilnehmerinnen lernen aufeinander einzugehen, indem sie lauter und deutlicher sprechen, sich beim Sprechen anschauen oder die Musik lauter spielen. Gemeinsam wurde Gebärdensprache geübt, Musik mit Ballons spürbar gemacht, oder mit speziellen Leuchtsensoren sichtbar gemacht. In all seinen Facetten und Möglichkeiten bot das Projekt den Mädchen viele neue Herausforderungen.

Das Projekt ist gelungen, denn gerade jetzt nach dem Konzert ist die Motivation zum Weitermachen sehr hoch. Die Mädchen sind zu einer tollen Gemeinschaft geworden, die gerne weiter miteinander ihre Freizeit verbringen und auf eine Fortführung des Projektes, auch über das Jahr 2012 hinaus, hoffen!

www.bugsgl.de

Brücke – Krücke



Silke Stappen
pädagogische Mitarbeiterin

... ist eine integrative Gruppe behinderter und nichtbehinderter Jugendlicher und junger Erwachsener, die gemeinsam ihre Freizeit gestalten.

Der Name „Brücke-Krücke“ ist Programm: Es wird eine Brücke zwischen Behinderten und Nichtbehinderten gebaut. So ist auch unser Logo entstanden: Eine Brücke, die auf Krücken ruht! Bei allem, sei es eine Tages- oder Wochenendveranstaltung oder einer Auslandsreise, gelten zwei wichtige Grundsätze: Die Organisation wird von den behinderten und nichtbehinderten Jugendlichen gemeinsam ehrenamtlich übernommen. Nur jene Vorschläge werden in das Jahresprogramm aufgenommen, für die sich auch Organisatoren aus der Gruppe finden. Unterstützt werden die Jugendlichen von einer pädagogischen Mitarbeiterin und einem FSJ'ler. Es gilt bei allem das Motto: „Alle oder keiner“. So hat die Gruppe schon viele Türme und Dächer bestiegen. Die Liste ist lang und prominent: Schiefer Turm von Pisa, Pariser Eiffelturm, Petersdom, Mailänder Dom, Berliner Dom, Siegessäule und viele mehr.

In der Gruppe gibt es keine „Betreuer“. Die Behinderten betreuen die Nichtbehinderten und die Nichtbehinderten betreuen die Behinderten. Wer sich für wen und was zuständig fühlt, das ergibt sich von selbst, da alle aufeinander achten. Manchmal kommt die Hilfe nicht sofort und perfekt organisiert. Aber wir halten es für wichtig, dass in dieser Gruppe die Behinderten erleben, dass ihnen hier nicht aus professioneller oder Angehörigenpflicht geholfen wird, sondern aus Freundschaft.

www.bruecke-kruecke.de



Weil ich die „Sprache“ gelernt habe – Inklusion im Cafe Leichtsinn, Bergisch Gladbach

Offene Kinder-und Jugendarbeit in Bergisch Gladbach in Trägerschaft der Katholischen Jugendwerke

Inklusion bedeutet auszuhalten, dass Besucher über eine fehlende Salami-Pizza völlig die Fassung verlieren; auszuhalten, dass mein Chorgesang-geschultes Gehör dem schiefen, aber nicht weniger lauten Gequietsche von Sing-Star zuhört und das auch noch gegenüber anderen Gästen verteidigt. Aber eben auch, dass das Gequietsche nur zehn Minuten in Ordnung ist, und dann auch die anderen Gäste ein Recht auf eine schmerzfreie Umgebung im Café haben, und das zu einem erneuten Frustrationsausbruch seitens des engagierten Sängers führt.

Inklusion bedeutet, dass ich das Leiterspiel spiele, dass ich aber auch nach dem 5. Durchgang sagen kann, dass ich kein 6. Mal mehr spielen möchte, dass ich gerade noch der tollste Mensch war (Salami-Pizza, schön dunkel!) und jetzt eben nicht mehr, weil ich verboten habe, dass man sich das Gesicht im Gläser-Becken wäscht. Wir geben eben nicht nur Cola aus, sondern hören zu, auch wenn wir die Geschichte kaum noch ertragen, weil wir sie zum mindestens siebten Mal heute hören. Wir tauschen das „Mensch-ärgere-dich-nicht“ gegen eines mit magnetischen großen Holzfiguren, und sehen, dass unser Gedanke funktioniert, dass alle gemeinsam damit spielen können, weil nicht mehr bei jedem Würfeln die Püppchen durcheinander fliegen (und ein erneuter Konflikt folgt).

Gleichzeitig beschäftigen wir uns mit dem Begriff der Nachhaltigkeit, damit unser Projektantrag auch bestehen kann. Wir müssen uns ein Profil geben, damit wir uns auch in der „Außenwelt“ präsentieren können. Wir jonglieren permanent mit Finanzbudgets, Mitarbeiterfragen, Werbeartikeln, Umbaumaßnahmen und der Espresso-Nachlieferung, wissenschaftlichen Fragestellungen zum Thema Inklusion und offener Jugendarbeit, Website-Aktualisierungen und der Frage, warum ausgerechnet die Lieblingspizza heute aus ist, Latte Macchiato schichten und Besucherstatistik.

Der Stammesbesucher Jan ist nicht behindert und erklärt wie es ihm bei den ersten Besuchen ergangen ist: „Ich war erstaunt, dass ich mit den (geistig) behinderten Jugendlichen auch über Sport, Musik, Fernsehen und aktuelle Ereignisse sprechen konnte. Die wussten echt Bescheid! Aber ich habe einige am Anfang auch nur schwer verstanden, weil sie so undeutlich sprechen. Jetzt verstehe ich aber alles, weil ich die „Sprache“ gelernt habe.“

Wir sehen, dass wir auf einem guten Weg sind, dass wir viel richtig machen. Wir sehen, dass sich eine Gruppe geistig behinderter Jugendlicher bei uns so wohl fühlt, dass sie ihren regelmäßigen Treffpunkt zu uns verlegen, während am Nebentisch vier junge Mädchen ihre Jungs-Geschichten austauschen und ein Jugendlicher einem neuen, jungen und behinderten Gast Billardspielen beibringt.

Kontakt

Anne Skribbe

Leiterin Cafe Leichtsinn
Dr.-Robert-Koch-Str. 8, 51465 Bergisch Gladbach
Telefon 02202 93622-22
www.cafe-leichtsinn.de,
anne.skribbe@kjw-rheinberg.de



1. Preisträger
des Elisabethpreises in der
Kategorie Junges Ehrenamt der
CaritasStiftung im Erzbistum Köln



Die kollektive Dimension – Betrachtung von sozialräumlichen Perspektiven

Nehmen wir das Beispiel eines sogenannten sozialen Brennpunktes – auch das Wohnumfeld kann Exklusion bedeuten, wenn z.B. Menschen im Auswahlverfahren für Ausbildungsplätze abgelehnt werden, nur weil sie aus einem einschlägig bekannten Stadtteil kommen. Aber auch die Wahl des Standortes für Arztpraxen oder die Vermeidung von Wegen durch bestimmte Straßen sind Beispiele aus dem Alltag, die deutlich machen: „Hier leben die Ausgeschlossenen“. Sicherlich meint Inklusion nicht Gleichmacherei, Unterscheidung von Unterstützungsbedarfen bleibt auch weiterhin notwendig. Wie also können wir Menschen unterstützen, gleichberechtigte Teilhabe zu leben ohne Ungleichheiten zu negieren?

Betrachten wir Inklusion auf sozialräumlicher Ebene, gehen wir von zwei Dimensionen aus. Die erste Dimension bezieht sich auf die gesellschaftliche Teilhabe des Einzelnen, kann also als die individuelle Dimension bezeichnet werden. Ihr gegenüber steht die zweite Dimension, bei der es um den Stadtteil oder das Sozialraumgebiet als solches und die Teilhabe der Menschen, die dort leben, in gesamtstädtischen oder gesamtgesellschaftlichen Kontexten geht. Damit bezeichnen wir diese Dimension als kollektive.

Ausgehend von dieser Unterteilung gibt es verschiedene im Prozess der Inklusionsentwicklung zu berücksichtigende Perspektiven. Deutlich sichtbar transportieren beispielsweise bauliche Veränderungen in den Einrichtungen, die barrierefreien Zugang ermöglichen, kostenfreie Teilnahme und anonyme Anmeldung zu Angeboten auch nach außen hin die Haltung der Einrichtung – die letztendlich auch die gesellschaftliche Haltung beeinflussen.

Begleitend muss aber ein Prozess innerhalb der Einrichtung stattfinden, der die persönliche Haltung betrifft und wesentlich schwieriger umzusetzen ist. Die persönliche Haltung jedes einzelnen Mitarbeiters in einem reflektierten Prozess ist Grundlage einer gemeinsam entwickelten Zielvorgabe. Dabei ist Inklusion kein eindimensionaler Prozess, sondern wird von unterschiedlichen Positionen aus gestartet und bringt Menschen, Einrichtungen, Institutionen und Gruppierungen eines Gemeinwesens untereinander in Beziehung. Dabei ist es nicht primär von Bedeutung, in welcher Weise die Inklusion bereits innerhalb der eigenen Institution entwickelt ist, vielmehr kann eine sozialräumliche Entwicklung auch Impulse von außen in eine Einrichtung bringen. Folglich ist Inklusion in einem größeren Kontext zu sehen und kann als kommunale Leitlinie auf einen Sozialraum, Stadtteil oder sogar auf eine ganze Stadt angewandt werden (kollektive Dimension). Die Beschäftigung mit diesen Fragen setzt einen umfassenden Abstimmungsprozess zwischen Institutionen und Gruppierungen, die sehr verschiedenen Trägerkonstellationen entstammen, voraus. Eine erste Orientierung bietet der kommunale Index für Inklusion¹¹.

¹¹ www.montag-stiftungen.de

**Daniela von Palubicki,
Andreas Hildebrand**

Mitarbeiter der Kath. Jugendwerke Köln e.V. und in den Kölner Stadtteilen Höhenberg und Vingst mit der Sozialraumkoordination innerhalb des kommunalen Modellprojektes „Lebenewerte Veedel“ betraut.



**update online
mit noch mehr Infos
und Service zum
Thema unter
www.update-jugendpastoral.de**



Impressum

Herausgeber:

Erzbistum Köln
Abteilung Jugendseelsorge
Marzellenstraße 32
50668 Köln
Telefon 0221 1642-1941
Telefax 0221 1642-1400
www.kja.de

v.i.S.d.P.

Diözesanjugendseelsorger
Pfr. Mike Kolb

Schriftleitung:

Dieter Boristowski
Telefon 0221 1642-1941
dieter.boristowski@erzbistum-koeln.de

Autoren dieser Ausgabe:

Katja Birkner, Dr. Simone Bell-D'Avis,
Andrea Heinz, Anne Skribbe
Daniela von Palubicki, Andreas Hildebrand

Grafik & Layout:

Leufen Media Design, Wuppertal

Druck:

Eugen Huth GmbH & Co. KG, Wuppertal

Erscheinungsweise:

2-3x jährlich

Auflage: 4.000